

„Jungs brauchen manchmal mehr Raum als Mädchen“

Entwicklungspsychologe Patrick Meurs über schwierige Kinder, schwierige Eltern und Unterschiede zwischen den Geschlechtern

Frankfurt – Seit mehr als 30 Jahren arbeitet der Entwicklungspsychologe und Kinderpsychotherapeut Patrick Meurs mit schwierigen Kindern, die er selbst „verletzlicher“ nennt. Mit Redakteurin Sarah Bernhard sprach der Leiter des Frankfurter Sigmund-Freud-Instituts über „kleine Paschas“, die Nöte der Frankfurter Erzieher und darüber, was sich jetzt ändern muss, damit die junge Generation in Zukunft nicht große Probleme bekommt.

Herr Meurs, Sie haben vor Kurzem in einem Vortrag gesagt, dass manche Kinder heute weniger soziale Kompetenzen mit in die Kita bringen als früher. Woran machen Sie das fest?

Das ist zunächst eine Beobachtung von Frankfurter Erziehern, die wir im Rahmen des Starthilfe-Projekts, eines Projekts zur sozialen Integration von verletzlichen Kleinkindern, begleiten. Alle Kinder müssen irgendwann lernen, nach dem, was sie wollen, zu fragen, statt es sich einfach zu nehmen oder auszurasten. Aber es gibt auch Kinder, die so belastet sind, dass es nicht einfach für sie ist, die Wörter zu lernen, die dafür nötig sind. Das ist nicht die Mehrheit, aber es werden mehr.

Was ist das Problem?

Es kommen immer mehr Kinder in die Kita, deren Familien in unserer Gesellschaft Schwierigkeiten haben. Manchen von ihnen fehlen Basissicherheit und Basisfürsorge. Sie sind dann zum Beispiel sehr müde, hungrig oder aufgebracht und insgesamt verletzbarer als andere.

Wie kann man diesen Kindern helfen?

Erstmal müssen ihre Grundbedürfnisse versorgt werden. Sie müssen zur Ruhe kommen, etwas essen, sich sicher genug fühlen, um den Raum zu erkunden und Spielzeuge zu entdecken. Erst danach können die Erzieher ihnen zum Beispiel ein entwicklungsstimmendes Spielzeug anbieten, das sie daheim vielleicht nicht haben, oder ihnen einen gesunden Umgang mit anderen Kindern beibringen. Obwohl es eigentlich die Kernaufgabe von Erziehern ist, die Entwicklung des Kindes zu begleiten und voranzubringen, verbringen sie in solchen Fällen sehr viel Zeit damit, erst einmal die Basis dafür zu schaffen. Wenn dann noch eine Kollegin krank wird, leiden auch die übrigen Kinder in der Gruppe darunter. Und die Erzieher selbst: Sie wollen

den Kindern etwas geben, aber sie haben das Gefühl, dass das, was sie für diese Kinder tun können, nicht ausreicht.

Das klingt unbefriedigend. Und wird mit dem steigenden Fachkräftemangel vermutlich noch schwieriger werden.

Die Erzieher spüren jetzt schon, dass ihre Arbeit mehr umfasst als das, wofür sie ausgebildet sind. Wenn Personallücken entstehen, steigt die Belastung noch mehr, weil sie zum Beispiel neue Mitarbeiter integrieren müssen, die vielleicht nicht immer die passende Ausbildung haben. Die Träger versuchen auf viele Arten, die Lücken zu füllen, damit die Arbeit weitergehen kann, aber keine davon ist eine einfache Lösung.

Was sind das überhaupt für Eltern, die die Grundbedürfnisse ihrer Kinder vernachlässigen?

Das sind Menschen, in deren Leben durch eine Kombination von Faktoren vieles nicht optimal funktioniert. Ein Grund dafür kann sein, dass manche Familien, etwa migrantische oder solche, die in Armut leben, es in Deutschland generell schwerer haben. Vielleicht gibt es Sprachprobleme. Oder die Eltern sind arbeitslos. Wenn dann noch bestimmte Situationen wie eine unerwartete Trennung oder eine Krankheit dazukommen, sind die Eltern selbst oft nur noch mit Überleben beschäftigt.

Wir reden also definitiv nicht von Kindern, die alles im Überfluss bekommen und sich auf den Boden werfen, wenn mal ein anderes Kind das Spielzeug hat?

Wenn Kinder alles bekommen, ist es auch nicht einfach, ihnen Grenzen zu setzen, das stimmt. Aber ich denke, dass das nicht den Großteil der Kinder mit diesen Schwierigkeiten ausmacht.

Ich höre immer wieder, dass auch die Eltern uneinsichtiger geworden sind.

Eltern wollen immer das Beste für ihr Kind. Wegen der Optimierungstendenz in unserer Gesellschaft gehören dazu heute auch perfekte Erzieher – die es natürlich nicht gibt. Es fällt Menschen immer schwerer, mit Ungewissheit und Imperfektion umzugehen.

Aber auch die Erzieher sind ja Teil der Optimierungsgesellschaft...



Zur Person

Prof. Dr. Patrick Meurs hat in Leuven (Belgien) studiert und einen Master in klinischer Psychologie, kultureller Anthropologie, Religionswissenschaft, Philosophie und Sexualwissenschaft. Seine Doktorarbeit schrieb er über die widerstreitenden Gefühle von Kindern, wenn sie sich mit ihren Eltern streiten. Seitdem ist der 63-Jährige Professor für klinische Kinderpsychologie und Psychotherapie an der Uni Leuven. Seit 2016 hat er außerdem eine Professur für psychoanalytische Entwicklungspsychologie an der Uni Kassel und ist Direktor des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt. Dort leitet er die klinisch-psychologische Abteilung, die unter anderem die Projekte „Starthilfe“ und „Erste Schritte“ anbietet, die die soziale Integration von Kleinkindern aus Randgruppen bzw. migrantischen Familien in Kitas fördern. Meurs ist selbst Vater von vier Kindern und wohnt mit seiner Familie weiterhin in Leuven.

SAB/FOTOS: BERND KAMMERER

... und fühlen sich dann beobachtet, kritisiert, nicht gut genug. Deshalb sind Supervisionen so wichtig, in denen darüber gesprochen wird, wie man gut mit Kritik umgeht, wenn man sich selbst schon unzulänglich fühlt. Dass man zufrieden sein kann mit dem, was man den Kindern gibt. Und dass man Kritik nicht persönlich nehmen sollte, sondern ruhig bleiben und die Eltern zum Gespräch bitten. Denn die Kritik an der Kita entsteht ja unter anderem aus der Unsicherheit der Eltern heraus, und ein Gespräch kann beiden Seiten helfen.

Wie das?

Kinder mit Migrationshintergrund zum Beispiel haben die Tendenz, mit ungefähr zehn Jahren Schwierigkeiten im Unterricht zu bekommen, weil der Lernprozess dann komplexer wird. Sie bleiben sitzen, bekommen eine schlechtere Empfehlung für die weiterführende Schule, sind unterfordert und brechen im Zweifel ab. Das führt zu geringerer Integration, mehr Verhaltensproblemen, schlechteren Bindungsmustern. Wir wissen, dass man das alles verhindern könnte, wenn man früher zusätzliche Angebote machen würde. Leider denken Politiker oft nicht so langfristig. Oder sie haben unrealistische Erwartungen. Mich hat mal jemand gefragt: Können Sie garantieren, dass die Kinder dann nicht doch Probleme machen? Natürlich kann ich das nicht. Aber man kann zeigen, dass es ihnen dann generell besser geht.

Ist dieser Hang zur Optimierung denn sinnvoll?

Dass man anstrebt, so gut wie möglich zu sein, ist in Ordnung. Wenn das aber zu Idealbildern führt, wird es zum Problem: Wenn Erzieher spüren, dass auf den kleinsten Fehler Kritik folgt, sind sie gehemmt, überfordert und niemals zufrieden. Das führt leider oft auch zu Burnout. Es ist wichtig, dem vorzubeugen, etwa durch Fortbildungen. Aber ich merke, dass die Leitung des Betriebs Kita Frankfurt da mittlerweile gut mitzieht.

Sind Fortbildungen nicht eher Schritt zehn, während Schritt eins eine angemessene Bezahlung wäre?

Ich denke da nicht so sehr in Schritten, die Maßnahmen sind gleichzeitig notwendig. Bis heute wird die Wichtigkeit von frühkindlicher Entwicklungsförderung unterschätzt. Dabei wissen wir aus der Forschung, dass eine Gesellschaft enorm profitiert, wenn sie gut in die erste Lebensphase ihrer Bürger investiert. Eine Studie des Wirtschaftsnobelpreisträgers James Heckman ergab: Jeder Euro, den man in dieser Zeit investiert, zahlt sich spä-

ter mit einem Gewinn von sieben bis 17 Euro aus.

Deutsch sein muss. Aber auch hier gilt: Eltern wollen das Beste für ihre Kinder und sehen in der Regel ein, dass Deutsch dafür wichtig ist. Aber sie haben auch Angst, dass ihnen ihr Kind fremd wird, wenn es eine andere Sprache spricht. Deshalb halte ich es für realistischer, die Eltern davon zu überzeugen, gemeinsam mit dem Kind Deutsch zu lernen, so dass der Austausch in beiden Sprachen möglich wird.

Alle Kinder müssen irgendwann lernen, nach dem, was sie wollen, zu fragen, statt es sich einfach zu nehmen oder auszurasen.

Hat Corona das Problem verschärft?

Ich spreche manchmal von einer neuen Welle von Corona-Folgen auf psychosozialer Ebene. Ein Effekt ist, dass sich bei vielen Kindern, die damals nicht in die Kita gegangen sind, die Entwicklung verzögert hat. Die erste Sozialisierung war verkürzt, das Gespür für Meins und Deins konnte sich nicht richtig ausbilden. Und die Kinder und Jugendlichen, die zu Hause in angespannten Verhältnissen leben, hatten durch die Zeit, in der sie dauerhaft diesen Spannungen ausgesetzt waren, natürlich auch keinen Vorteil.

Friedrich Merz hat diese schwierigen Kinder aus migrantischen Familien einmal „kleine Paschas“ genannt. Hatte er Recht?

Wir bemerken durchaus, dass sich Mütter aus Migrationsfamilien fragen, wie sie mit ihren Jungs

umgehen sollen. Es scheint in manchen Familien schwieriger zu sein, Jungen Grenzen zu setzen und Dinge von ihnen zu fordern als von Mädchen. Die Mütter finden das eine Ungerechtigkeit ihren Töchtern gegenüber. Ich will dennoch nicht von „kleinen Paschas“ sprechen, weil das ein Stereotyp verbreitet und verbirgt, dass diese Eltern in sehr schwierigen Umständen versuchen, ihren Weg zu finden. Ich würde eher versuchen, ihnen zu helfen, statt sie zu beschuldigen. Das kostet die Gesellschaft etwas, aber wie gesagt nur vorläufig.

Warum erlaubt man in manchen Kulturen Jungen überhaupt mehr als Mädchen?

Das ist eine allgemeine Tendenz, die es auch in unserer Gesellschaft gibt. Wir haben Jahrzehnte für die Gleichberechtigung gestritten, und doch bleibt es eine Aufgabe. Jungen in Migrantenfamilien sind eine Variante davon, nicht das Hauptproblem.

Dabei gibt es bei uns doch mittlerweile die Tendenz, Jungen alles Maskuline wie Raufen oder Schreien sofort zu verbieten.

Das verstärkt die Schwierigkeiten sogar noch. Wir Männer haben gelernt, unsere zarte, gefühlvolle Seite mehr zu zeigen, und es ist natürlich gut, Worte zu benutzen statt zuzuschlagen. Aber wir müssen darauf achten, dass Jungs in Kitas und Grundschulen auch männlichen Erziehern und Lehrern begegnen. Denn in diesem Alter suchen sie nach Wegen, wie sie genderspezifisch mit ihrer Aggression umgehen können. Wenn man sie für typisch jugenartige Reaktionen, sich zu zeigen oder laut zu werden, zu schnell bestraft, führt das in der Pubertät

zu einer Gegenreaktion, so dass sie dann besonders jugenhaft sind – und das ist uns dann auch wieder nicht recht. Wir müssen verhindern, dass Männer das Gefühl haben, dass sie ein Geschlecht sind, das nicht mehr erwünscht ist.

Moment, sind Jungs jetzt Paschas oder unterdrückt?

Ein Junge zu sein ist nicht gleich ein Pascha zu sein. Jungs brauchen manchmal mehr Raum als Mädchen, etwa um herumzurennen, bevor sie zur Ruhe kommen und man reden kann. Das übersieht unsere Gesellschaft manchmal und erwartet, dass Jungen direkt reagieren wie Mädchen es tun würden. Jungs reden auch etwas weniger ausführlich über Gefühle. Manchmal, wenn Mädchen gerade erst ins Gespräch reinkommen, ist es für Jungs schon genug. Aber diese Unterschiede zu denken ist nicht einfach, weil es oft mit Auf- oder Abwertung einhergeht. Man hält sich zurück aus Angst, selbst abgewertet zu werden. Auch dass Erziehung in Migrantenfamilien anders funktioniert, muss denkbar werden, ohne dass wir gleich glauben, dass sie weniger wert ist.

Sie sagen also, es gibt tatsächlich einen Unterschied zwischen Mädchen und Jungen. Da würden Ihnen ja manche widersprechen.

Ich denke manchmal, auch dieses Wegputzen von Unterschieden geschieht aus Angst davor, dass wieder irgendwer auf- oder abgewertet wird, was ja an sich ein gutes Ziel ist. Aber wenn man Genderneutralität als Idealbild für alles nimmt, nimmt man Kindern die Möglichkeit, ihre Geschlechtlichkeit zu erfahren und auch mal über die Unterschiede nachzudenken.



Entwicklungspsychologe und Kinderpsychotherapeut Patrick Meurs im Interview mit Redakteurin Sarah Bernhard.

FDP stimmt sich aufs Wahljahr ein

Beim Frankfurter Dreikönigstreffen am Samstag bespricht man vor allem Europa- und Bundesthemen

Frankfurt – Die Frankfurter FDP startet motiviert ins Wahljahr 2024. Am 9. Juni steht der Gang an die Urnen fürs Europaparlament an. Im September stellt die Partei ihr Personal für die Bundestagswahl 2025 auf. Also lautet die Aufgabe: Mehr Menschen sollen ihr Kreuz bei der FDP machen als bisher. Machbar? „Der Kampfgeist ist da“, findet Thorsten Lieb, Bundestagsabgeordneter und Vorsitzender der Frankfurter FDP.

Am Rande des Dreikönigstreffens im Mainhaus Stadthotel, zwischen Zoo und Allerheiligenviertel, nimmt er sich Zeit für ein paar Frankfurt-Themen. Bei den großen Ansprüchen zuvor war es eher um den Bund und Europa gegangen. „Gut besucht“ ist der Auftakt, das wertet der Vorsitzende als gutes Zeichen. Der Frankfurter Verband sei traditionell ein diskussionsfreudiger, findet Lieb. Da sei es wichtig, gemeinsam entschlossen aktiv zu werden.

Die Frankfurter FDP stehe vor

ähnlichen Herausforderungen wie in Berlin. Mit SPD und Grünen (und Volt als „regionaler Besonderheit“) müsse man in einer Koalition Kompromisse finden, aber auch „liberale Themen voranbringen“, etwa das „Ringeln um Vernunft in der Haushaltspolitik“. Große Ausgaben stünden an. Etwa bei der Zukunft der Bühnen oder der Sanierung der Paulskirche. Gerade bei dem Thema Schmerz der liberale Seele, immerhin habe dort der liberale Parlamentarismus seinen Anfang genommen. Eigentlich sollte die Sanierung im Jubiläumsjahr abgeschlossen sein. Hat aber noch nicht einmal begonnen. „Wir reden da seit zehn Jahren drüber“, seufzt Lieb. „Da müssen wir schneller sein.“ Tatkräft zeigen.

Ähnlich hat das zuvor Bijan Djir-Sarai formuliert, der Generalsekretär der Bundespartei. „Wir müssen Probleme anpacken und lösen“, ruft er der Partei zu. Nicht lamentieren und Nabelschau be-

treiben. „Wir haben tolle Ideen“, sagt er. Finanzpolitisch gelte es, keine neuen Schulden aufzunehmen und Steuererhöhungen zu vermeiden. Integration sei ein Thema. Als am 7. Oktober die „schrecklichen Bilder“ des Terrors in Israel Bestürzung und Trauer hervorriefen, hätten Menschen in Deutschland gefeiert und Süßigkeiten verteilt. „Diese Leute haben in Deutschland nichts zu suchen“, findet Djir-Sarai. „Sie teilen unsere Werte nicht.“

Auch über das Sozialsystem solle man reden. Nicht es abbauen. Aber „die Hilfe für Leistungsempfänger effizienter gestalten“. Der moderne Sozialstaat müsse gerecht gegenüber jenen sein, die Hilfe bekommen, aber auch gegenüber denen, die das finanzieren. Beim Thema Migration empfiehlt der Generalsekretär „pragmatisch“ zu sein. Wie in den USA oder Australien wünsche er sich ein „guter Weg“. Dennoch müsse man daran arbeiten, dass „Talente



FDP-Kreisvorsitzender Thorsten Lieb (links) überreicht FDP-Generalsekretär Bijan Djir-Sarai einen Bembel und Gerippete. FOTO: SCHICK

nämlich und nicht ins soziale Sicherungssystem.

Das sagt auch Isabel Schnitzler, die hessische Spitzenkandidatin zur Europawahl. Die Asylverfahren an den Außengrenzen seien ein „guter Weg“. Dennoch müsse man daran arbeiten, dass „Talente

den Weg nach Europa finden“. Um so mit den USA oder dem asiatischen Raum konkurrieren zu können. Das hätten nur die Freidemokraten im Blick, wirbt sie schon mal um Stimmen. Wettbewerbsfähigkeit von Industrie und Forschung zu fördern.

Änderungen bei Bewohnerparkausweisen

Frankfurt – Mit der Veröffentlichung im Amtsblatt am Dienstag, 9. Januar, tritt zum Folgetag die neue Bewohnerparkausweisegebührenverordnung der Stadt Frankfurt in Kraft. Bewohnerparkausweise kosten dann zehn Euro im Monat mehr. Die Erhöhung haben die Stadtverordneten am 20. Juli vergangenen Jahres beschlossen.

Durch den Parkausweis erhalten Bewohner eine Bevorrechtigung zur privaten Nutzung von durchschnittlich zwölf Quadratmetern öffentlichem Straßenraum in den ansonsten gebührenpflichtigen Parkraumbewirtschaftungszonen. Bereitstellung und Unterhalt verursacht im Mittel Kosten von etwa 200 Euro im Jahr. Darin enthalten ist auch der Aufwand für die notwendigen Kontrollen, damit der Parkraum nicht von gebietsfremden Falschparkern blockiert wird. Daher wäre eine kontinuierliche Gebührenanpassung schon in den ver-

gangenen zwei Jahrzehnten notwendig gewesen, scheiterte jedoch an der Rechtslage, die den Kommunen diese Möglichkeit verwehrte. Aufgrund einer 2021 erfolgten Änderung des Straßenverkehrsgesetzes hat die Bundesregierung den Ländern endlich die Möglichkeit eröffnet, nach eigenem Ermessen die Höhe der Gebühren zu gestalten. Zudem wurde den Ländern die Möglichkeit gegeben, die Gestaltung der Bewohnerparkgebühren an die Kommunen zu delegieren.

Verwaltungsintern wechselt die Zuständigkeit vom Ordnungs- ins Straßenverkehrsamt. Aufgrund der notwendigen Systemumstellungen wird der Online-Prozess daher ab Mittwoch, 10. Januar, nicht verfügbar sein. Nach abgeschlossener Migration und letzten Tests wird er ab Montag, 15. Januar, zur Verfügung stehen, sofern die abschließende Qualitätssicherung nicht bislang unerkannte Probleme zutage fördert. **ffm**